

„Niemand will vergessen werden“

BZ-INTERVIEW mit der Freiburger Autorin Fatma Sagir, die ein Buch über ihre Erfahrungen als „Gastarbeiterkind“ geschrieben hat

Das Anwerbeabkommen zwischen der BRD und der Türkei jährt sich am 30. Oktober zum 60. Mal. Temporär sollte der Aufenthalt der so nach Deutschland gelangten Arbeitskräfte sein und blieb es in den Köpfen der ersten Generation lange. Ohne das Abkommen wäre das Leben der Autorin Fatma Sagir möglicherweise ein anderes gewesen. In ihrem Buch „Alphabet der Sehnsucht“ zeichnet sie die Spuren einer Identität des Dazwischen, des Weniger oder des Mehr – je nach Standpunkt ist sie eine deutsche Türkin, eine türkische Deutsche und oft eine Fremde im Vertrauten. Uwe Baumann hat sie interviewt.

BZ: In einem Ihrer Gedichte heißt es: „Niemand will vergessen werden“, dennoch seien es laut Untertitel „Texte zum Vergessen“. Was hat Sie bewogen, dieses Buch zu verfassen?

Sagir: Das war die Unsichtbarkeit dieser Gastarbeitergeneration in der Erinnerungskultur dieses Landes. Diese mangelnde Wertschätzung empfinde ich als Nachfahrin auf gesellschaftlicher und politischer Ebene. In Deutschland wissen wir ein oder zwei Dinge übers Vergessen und Erinnern. Daher habe ich diese Doppeldeutigkeit gewählt. Auch weil meine Texte ein Plädoyer sind, diesen Umstand der Unsichtbarkeit zu ändern.

BZ: Ihre Eltern sind aufgrund des Anwerbeabkommens nach Deutschland gezogen. Haben sie daran geglaubt, dass sie einmal in die Türkei zurückkehren werden?

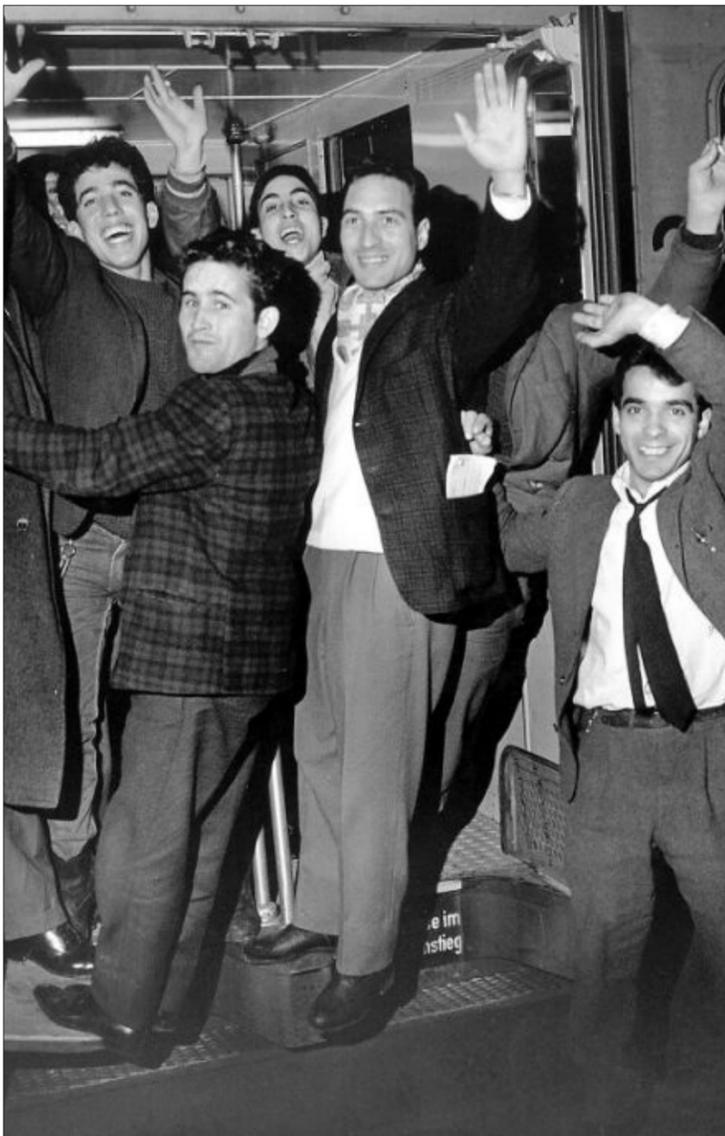
Sagir: In den ersten Jahren sicher, aber danach nicht mehr. So vermute ich, denn sie haben nie darüber gesprochen.

BZ: Typisierungen und Rassismus haben Ihre Jugend begleitet, eine Ausflucht war für Sie das Lesen. War die Fiktion sicherer als die Realität?

Sagir: Bücher bedeuteten Geborgenheit und Freiheit für mich, Reichtum gar. Außerdem bin ich sehr neugierig. Wissensaneignung war mir in der damaligen Situation wichtig, daher las ich viele Sachbücher. Dieses Wissen und die reiche Welt der Fantasie gaben mir Sicherheit. Mein Ort war die Bibliothek. Bis heute besitze ich viele verschiedene, auch internationale, Bibliotheksausweise.

BZ: Es heißt oft, Sprache sei der Schlüssel zur Integration. Insbesondere der ersten Generation der „Gastarbeiter“ wird vorgeworfen, dass sie diese Chance nicht genutzt hätten. Was entgegnet Sie?

Sagir: Diese Aussage ist ignorant und von Ständedünkel geprägt. Ihr fehlt es an Empathie und dem Wissen um die Lebensumstände von Arbeitsmigranten auf der ganzen Welt. In Deutschland hat man vergessen, dass einst Deutsche in den USA in Deutschen-Ghettos, wie etwa im New Yorker Stadt-



Eine Gruppe italienischer Gastarbeiter winkt während eines Aufenthalts auf dem Hauptbahnhof in Hannover aus dem Zug. FOTO: HANS HECKMANN (DPA)

teil Williamsburg, lebten und nur Deutsch sprachen. Sie lässt außer Acht, dass es eine Frage der Ressourcen ist, ob man die Sprache des Landes lernt: Wer sieben Tage die Woche, 60 Stunden im Schichtdienst gearbeitet hat, hatte keine Kapazität mehr. Der Staat hatte zudem kein besonderes Interesse an der Integration.

BZ: Ist es ein Messen mit zweierlei Maß?

Sagir: Wenn ich als Akademikerin Portugiesisch lerne, um in Lissabon zu arbeiten, habe ich ganz andere Voraussetzungen als beispielsweise mein Vater. Er hatte eine Schulbildung von fünf Jahren und einen Alltag, der ihm zeigte: „Du Turnschuh, ich Meister!“ Diesen Unterschied ignorieren Menschen, die selbst in Sattheit leben, oder solche, die noch nie irgendwo anders leben und arbeiten mussten. Wir

können das einmal umdrehen: In 60 Jahren hat man in Deutschland außer Döner offenbar kein einziges türkisches Wort erlernt. Meiner zweisprachigen Nichte wird hingegen zugerufen: „Hier wird Deutsch gesprochen!“, sobald sie ein türkisches Wort spricht. Bestimmte Sprachen werden in Deutschland sehr wertschätzend behandelt, andere wie etwa Türkisch, Bosnisch, Suaheli oder Russisch nicht. Das habe ich in meinem Gedicht „Sprichst du mit mir“ thematisiert.

BZ: Es gibt Tendenzen, das Schicksal der „Gastarbeitergeneration“ zu ehren und die Erfahrungen der Nachkommen als Stärke zu begreifen. Als Özlem Türeci und Ugur Sahin den Biontech-Impfstoff vorlegten, wurde darauf verwiesen. Sie wurden mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet, ebenso wie die Journalistin Düzen Tekkal, die solche Karrierewege den „German Dream“ nennt. Braucht es diese Heldengeschichten?

Sagir: Wir Nachfahren freuen uns über Türeci und Sahin. Trotzdem wurde wäh-

rend der Pandemie mit dem Finger auf migrantische Menschen gezeigt. Die Botschaft ist weiterhin: Anerkennung gibt es gegen Leistung. Aber für den Erhalt dieser Anerkennung braucht es scheinbar mindestens das Bundesverdienstkreuz. Gleichwertig in der Gesellschaft zu sein bedeutet, dass Anerkennung und Leistung entkoppelt werden müssen. Ist eine Mechanikerin weniger wert? Ist ein Sozialhilfeempfänger weniger ein Held? Der „German Dream“ ist als Programm sicher interessant, aber er sendet ein Versprechen, das die Gesellschaft unseren Eltern gegenüber schon nicht eingehalten hat: eben die von Anerkennung gegen Leistung. Dabei sollte unser Dasein reichen.

BZ: Seit der Morde in Hanau gab es viele Forderungen nach angemessenem Erinnern. Was machen diese und andere Taten fremdenfeindlicher Gewalt mit Ihnen?

Sagir: Sie sickern als Trauma und Verletzung in meine Seele. Sie ergänzen die täglichen Mikroaggressionen. Zu Hanau habe ich zwei Gedichte geschrieben und Solingen in einer Kurzgeschichte thematisiert. Vergessen gibt es für mich nicht. Meine Aufgabe ist, als Schriftstellerin dafür zu sorgen, dass alle anderen auch nicht vergessen.

BZ: Die Geschichten der „Gastarbeiter“ und Vertriebenen sowie ihrer Nachkommen sind Teil unseres Landes. Erfolgreiche Erzählungen zeichnen dieses historische Kapitel nach, wie Adriana Altaras „Titos Brille“ oder Sasa Stanisics „Herkunft“, Jan Weilers „Maria, ihm schmeckt's nicht“ oder der Film „Willkommen in Almaty“. Sie stören sich daran, dass diese Werke in ein gemeinsames Genre gepresst werden. Warum?

Sagir: Alle diese Titel sind literaturwissenschaftlich verschiedenen Genres zuzuordnen, aber sie alle beschäftigen sich mit Familie. Als Autorin nichtdeutscher Herkunft stehe ich im Literaturbetrieb vor dem Dilemma, dass solche Schematisierungen einerseits Aufmerksamkeit schaffen und mich andererseits festnageln. „Migranteliteratur“ wird der Peripherie und nicht dem Zentrum zugeordnet, als außer der Norm betrachtet und erfährt dadurch eine Abwertung. Dabei steht Literatur über alldem. Sie ist die Königin menschlicher Befindlichkeiten.

Fatma Sagir wurde 1974 in der Türkei geboren und wuchs in Hannover auf. Sie war die Erste ihrer Familie, die eine wissenschaftliche Laufbahn einschlug und promovierte 2015 an der Universität Freiburg. Sie ist Autorin, Wissenschaftlerin und Übersetzerin in Freiburg.

Ihr Buch „Alphabet der Sehnsucht. Texte zum Vergessen“ (Edition SchreibStimme, Zürich 2021, 16,90 Euro) drückt auch formal das Mosaik an Erfahrungen zwischen Deutschland und der Türkei aus, vermischt Textsorten und Sprachen, nimmt die Leser in kurzen Erzählungen und Gedichten mit in ihre Kindheit, ihre Gedankenwelt, zu ihren Freuden und Ängsten. Das Buch erscheint am 31. Oktober.

KLEINES GLÜCK

Berührendes Lächeln

Ich ging vom Stühlinger Markt in Freiburg Richtung Straßenbahnhalttestelle. Vor mir sah ich einen Vater bei seinem Kinderwagen stehen, während sein kleines Mädchen etwa vier Meter entfernt auf dem Weg links von ihm stand, sich vorsichtig zu ihm drehte und einfach nur schaute. „Ihr kleines Mädchen ist wohl gerade erst ein Jahr alt“, sagte ich zu ihm. „Ja, es ist 14 Monate alt“, meinte er sichtlich stolz. Weil mich kleine Kinder immer faszinieren, winkte ich dem Mädchen mit der Hand zu und lächelte es an. Und tatsächlich, es erwiderte mein Lächeln sofort, winkte ebenfalls und ging in kurzen, etwas unsicheren Trippelschritten in meine Richtung, blieb stehen und, da ich ihm wieder zuwinkte, wiederholte sich das Ganze. Mit seinem Lächeln voller Liebe kam es wieder in zwei, drei kleinen Schritten voll Vertrauen auf mich zu, während es noch immer lächelte. Ich war berührt. Was für soziale Wesen diese Kleinen doch sind und wie spontan sie auf Zuwendung positiv reagieren, ging es mir durch den Kopf. Und wir Erwachsenen?

L. Schneyinck, Freiburg

Falter an der Wand

Auch das ist ein kleines Glück: ein Falter, fotografiert an einem Sonntag an einer Wand der Haltestelle Bissierstraße in Freiburg.

Claus Rinck, Freiburg



FOTO: CLAUDIUS RINCK

Schicken Sie uns Ihr kleines Glück mit Namen und Wohnort an: leben@badische-zeitung.de
Online sammeln wir die Kleinen Glücke unter: <http://mehr.bz/kleinesglueck>

ZEITVERTREIB

Mit sanftem Zucken das Jo-Jo schnurren lassen

Man soll, heißt es ja in diesen Zeiten gerne, so oft es geht, zur Ruhe kommen. Meditieren bietet sich da an, ist aber nicht jedermanns Sache. Häkeln ebenso. Gegen ein Jo-Jo dürfte aber kaum einer etwas einzuwenden haben. Dieses Spielzeug ist keinesfalls nur für Kinder gedacht – warum also nicht mal wieder die zwei durch einen Steg verbundenen Scheiben an der Schnur auf- und abwärts rollen lassen? Wieder, wieder und wieder – ganz meditativ? Klingt kinderleicht, ist aber, wir erinnern uns, eine Kunst für sich. Auf diesen Kniff kommt es dabei an: Wenn das Jo-Jo sich komplett entrollt hat und die Schnur gespannt ist, muss es dazu überredet werden, den ganzen Weg zurück nach oben zu rollen, und zwar möglichst elegant. Das gelingt, indem Sie die Schlaufe am losen Ende der Schnur an ihrem Mittelfinger befestigen, möglichst nah an der Fingerspitze. In dem Moment, in dem das Jo-Jo unten ankommt, sollte ihre Hand geöffnet sein und mit der Innenseite zum Boden zeigen. Jetzt kommt es drauf an: Geben Sie dem Jo-Jo einen starken Ruck nach oben, indem Sie an der Schnur ziehen, aber Achtung: Ihre Hand sollte dabei nur leicht zucken, nicht nach oben schnellen. Machen Sie das korrekt, schnurrt das Jo-Jo sanft und höchst präzise zurück. Könnte sein, dass es etwas dauert, bis Sie das beherrschen. Doch das Training entspannt und macht – versprochen! – großen Spaß. Ihnen und allen, die zuckten. **Claudia Fußler**

Elternzeit muss man sich auch leisten können

Soziologin sieht Gehalt als entscheidend für Engagement der Väter / Trotz neuer Rollenbilder betreut meist die Mutter die Kinder

Frauen übernehmen den größeren Teil der Kinderbetreuung nach Auffassung der Wiesbadenerin Soziologin Mascha Will-Zocholl meist aus wirtschaftlichen Gründen. In Familien mit geringem Einkommen werde die Betreuungsfrage im Vergleich zu Besserverdienenden eher gleichberechtigt beantwortet, sagte die Soziologieprofessorin der Hessischen Hochschule für Polizei und Verwaltung dem *Evangelischen Pressedienst* (epd). Jedoch nicht, um ein Rollenmodell aufzubrechen, sondern „eher gezwungenermaßen“. Im Vordergrund stehe bei ihnen, dass die Familien „mit dem reduzierten Einkommen überhaupt über die Runden

kommen“. Einkommensverluste würden in finanziell schlecht gestellten Familien meist dadurch minimiert, dass beide Elternteile ihre Arbeitszeiten nur geringfügig reduzierten. Auch werde oft Unterstützung von Familienangehörigen, Freunden oder Nachbarn in Anspruch genommen, um Mehrausgaben für die Kinderbetreuung zu vermeiden.

Nach dem vor kurzem veröffentlichten Väterreport 2021 des Bundesfamilienministeriums wünschen sich mehr als die Hälfte der Väter (55 Prozent), dass sich Paare die Betreuung der Kinder teilen. Nur jeder vierte Vater sagt aber, dass er und seine Partnerin das auch wirklich



Mehr als die Hälfte der Väter möchte gern mehr für ihre Kinder da sein. FOTO: HENNING KASER/EPD

tun. Will-Zocholl: „Männer verdienen in Paarbeziehungen oft noch immer besser als Frauen. Die Paare müssen deshalb schlicht bereit sein, auf mehr Geld zu verzichten, wenn der Besserverdienende zuhause bleibt.“ Eine weitere Hürde zur Beantragung von Elternzeit sei, dass Männer oft gegen die Erwartungen ihres Arbeitsumfeldes handeln müssten. „Ihnen begegnen eher fragende Blicke oder sogar unterschwellige Drohungen“, sagte die Soziologin. „Es müssen weitere Anreize für Väter und Unternehmen geschaffen werden, sodass Kinderbetreuung künftig noch gleichberechtigter gestaltet werden kann“, fordert Will-Zocholl. **epd**